

MEXICO CITY

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck





# Originaldokument

## © Verlag C.H.Beck

Als die Azteken 1325 auf einer Insel im Texcoco-See ihre Hauptstadt Tenochtitlan gründeten, waren sie einer Prophezeiung gefolgt: Ein Adler mit einer Schlange in den Klauen würde ihnen den Ort zeigen, wo sie sich niederlassen sollen. 1521 eroberte Hernan Cortes mit seinen Truppen die infrastrukturell hochentwickelte Stadt, in der damals mehr als 200000 Menschen lebten. Heute sind es im Distrito Federal von Mexico City, zu dem auch die Millionenstädte Ecatepec und Nezahualcoyotl gehören, um die 20 Millionen Menschen. Das 5 140 Seiten dicke Telefonbuch führt allein 130 Seiten mit dem Namen Gonzalez. In organisatorischer Sicht ist diese Megalopolis eine einzige Katastrophe, da alle Stadtplanung nur eine Aneinanderreihung isolierter Maßnahmen ist. Andererseits hat dies den Vorteil, dass die Ciudad de Mexico bislang ein bunter Flickenteppich aus vielen unterschiedlichen Stadtteilen geblieben ist.

Guillermo Fadanelli wurde 1960 als Sohn eines Straßenbahnfahrers in Mexiko-Stadt geboren und wuchs in verschiedenen ärmlichen Suburbs auf. Fadanelli gilt als König des mexikanischen Underground, er organisierte schon früh Ausstellungen und unabhängige Filmfestivals. Mit seinem Roman «La otra cara de Rock Hudson», in dem er ein Vorstadtviertel von Mexiko-Stadt als Labyrinth aus Drogen, Prostitution und Gewalt zeichnet, gewann er den Premio nacional de Literatura. «Ach so, und schreiben Sie doch noch, dass ich mir als Inschrift auf meinem Grabstein den Satz wünsche: «Er hat alles falsch gemacht.»»

Guillermo Fadanelli

## Eine harte, verlockende Droge

*Wo der Tod als Gottheit verehrt wird:  
In Mexico City gibt es Sex, Gewalt,  
Schmuggel und das billigste Essen der Welt...*

Für unser aller Gesundheit wäre es besser, Mexico City existierte gar nicht. Am besten wäre es wahrscheinlich, wenn man sich diese Stadt nicht einmal vorstellen könnte. Oft hat man den Eindruck, dieser steinerne grenzenlose Wust, dieses Chaos ohne Horizont, das sich einem Wutanfall Gottes oder einem furchtbaren Missverständnis verdankt, könnte vom einem Tag auf den anderen in sich zusammenfallen. Aber leider bleibt die erhoffte Implosion aus.

Einer gängigen Hypothese zufolge ist der Zusammenbruch allerdings längst eingetreten – nämlich vor knapp 40 Jahren, als die Bevölkerung wie ein gnadenloses Krebsgeschwür zu wuchern begann und der damalige Präsident López Portillo erklärte, dass wir lernen sollten, reich zu sein und die Ölfelder auszunutzen, die der Zufall in unsere Erde gesenkt hat. Reichtum und Verschwendung, Überfluss und Elend sind die Zeichen unseres Landes, und die Hauptstadt ist dessen Bauchnabel, ein schwindelerregendes Schwarzes Loch, in das die Gesellschaft in freiem Fall hineinstürzt.

Ich erinnere mich, dass meine Eltern mir Ende der sechziger Jahre, ich war noch nicht mal sieben Jahre alt, erlaubten, ohne Begleitung eines Erwachsenen zur Schule zu gehen. Damals herrschte in der Stadt noch nicht die bedrohliche Atmosphäre unserer Tage, die jederzeit auch dort in echte Bedrohung umschlagen kann, wo

man es am wenigsten erwartet. Damals gab es weder so viel Waffen wie heutzutage noch die vier Millionen Autos, die sich über die Ausfallstraßen und die zentralen Avenidas quälen. In den fünfziger Jahren wünschte sich der Präsident Miguel Alemán, dass alle Mexikaner einen Cadillac, eine Zigarre und ein Ticket für den Stierkampf besäßen. Damals konnte man sich die Stadt noch als ein gestaltbares Ganzes vorstellen, und selbst die Literatur war noch zu so etwas wie einem Gesamtporträt in der Lage. Heute dagegen sind nur noch Teil-Annäherungen möglich, mithilfe von breiten Pinselstrichen, ausgehend von Eindrücken oder Motiven, die auf besondere Obsessionen oder Phobien zurückgehen.

Die Plätze, Kirchen und Pflaster der ältesten Viertel – San Ángel, Coyoacán, Tacubaya oder Tlalpan – bieten noch immer das traditionelle Panorama: Postkarten für die Erfindung einer Fantasiestadt. Aber daneben und ringsum gibt es Hunderte trostloser Trabantenviertel, in denen man ohne jedes Gedächtnis lebt, ausgegliedert, und ewig im eigenen kleinen Orbit kreist.

Ich habe fünf Jahre lang im Stadtzentrum gelebt, nahe dem ehemaligen Convento de San Jerónimo. Dort sind eine Menge Kolonialbauten erhalten geblieben, außerdem Monumentalarchitektur aus der Revolutionszeit, die eine Zukunft ausstatten sollte, auf die wir immer noch warten. Im Zentrum habe ich fast alles gesehen, Sex-Shows, Gewalt und Schmuggel, das billigste Essen der Welt, den Drogenhandel und den blanken Schrecken angesichts der Realität. Aber auch die berühmten Restaurants, den wunderbaren Kaffee, die Kunstszene, die Volksfeste ... D. H. Lawrence schildert in seinem Roman «Die gefiederte Schlange» die Gefühle, die seine Protagonistin Kate Mexico City entgegenbringt: «Kate war schon in vielen Städten der Welt gewesen, aber Mexiko besaß eine unterirdische Hässlichkeit und eine Art Bösartigkeit, gegen die Neapel fast wie eine elegante Stadt wirkte. Sie hatte Angst, Angst davor, etwas in dieser Stadt zu berühren, das sie dann mit seinem schleppenden Gift anstecken würde.»

Mexico City ruft gegensätzliche Reaktionen hervor: Eine gewaltige Angst – als Folge jener Schlechtigkeit, die hier überall lauert; und gleichzeitig eine gewisse ungesunde Zärtlichkeit. Einerseits sind wir außerordentlich lebenswürdig, tragen ein

offenes Lächeln zur Schau, sind bereit, unser Hab und Gut an einen Fremden wegzugeben. Andererseits lässt uns fremdes Leid ebenso kalt wie die omniprésente Korruption oder all die Scheinheiligkeit. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts schrieb der mexikanische Dichter Amado Nervo: «In diesem Land verstehen die Leute nicht zu gehen und stoßen einen deshalb ständig mit den Ellenbogen an. Es kann aber auch gar nicht anders sein: bei einer derartigen Regierung, mit derartigen Straßen und bei einer derartigen Bevölkerung...»

Höflichkeit fehlt noch immer auf den Straßen, und die Polizei kann schon deshalb nicht für Ordnung sorgen, weil sie selbst Teil der Unordnung ist. Der Platz, der auf den Straßen eigentlich den Autos vorbehalten sein sollte, hat sich in eine Art öffentliches Flöz verwandelt, das ausbeuten kann, wer will. Tausende leben davon, ein Stück öffentlichen Raum zu vermieten, das ihnen gar nicht gehört. Ganze Gangs verwalten solche Parzellen nach Gutdünken. Fliegende Händler bemächtigen sich des Bürgersteigs, befehligt von irgendwelchen Anführern, die Abgeordnete und andere Autoritäten bestechen. Gewöhnliche Fußgänger müssen aufpassen, nicht umgerannt zu werden. Der öffentliche Nahverkehr funktioniert wundersamerweise, weil er fast die gesamte Stadtbevölkerung jeden Tag in die verrücktesten Richtungen befördern muss; Millionen von Arbeitern verlassen morgens um fünf das Haus, um drei Stunden später am Arbeitsplatz anzukommen. Die U-Bahn-Züge sind voller Menschen, die keine Zeitung lesen, kein Buch in die Hand nehmen und auch keinerlei Gespräche führen. Sie legen ihren Weg in aller Stille zurück, bereit, wieder ihre Pflicht zu erfüllen. Mitunter tönt das Geschrei eines Händlers durch den Waggon oder das Heulen eines Kindes, und immer wieder das Getrappel der menschlichen Stampede, die regelmäßig beim Öffnen der Türen losbricht. Die Metrostationen Pantitlán, Indios Verdes, Taxqueña oder Observatorio sind Städte für sich, voller ambulanter Geschäfte und Stände mit fettigem Essen.

Das Bewusstsein, mitten in diesem Trubel ein Bürger mit Rechten zu sein, der von den Behörden geschützt wird, existiert praktisch nicht. So ist jeder für sich selbst verantwortlich, muss überleben, ohne sich beschweren zu dürfen, und wartet dabei auf das

alltägliche Wunder: die milde Gabe, die auch ein Bestechungsgeld sein kann. Unsere Regierenden, ob Linke oder Rechte, kontrollieren das öffentliche Leben kaum. Sie sind hier nur ein Stamm mehr: der Stamm der Beamten, die nicht regieren können.

«Die Lüge ist jung und hübsch, die Wahrheit alt und hässlich», schrieb der Chronist Manuel Gutiérrez Nájera, der die Stadt Ende des 19. Jahrhunderts durchstreifte, als sei sie ein Abenteuer. Damals war die Stadt eine Lüge – ein Anfang: Es gab Straßenbahnen, das Hippodrom, die Cafés, das Theater, den ganzen an Frankreich orientierten Ehrgeiz des langen Regimes von Porfirio Díaz (1876–1910). Heute ist die Wahrheit alt und hässlich, und uns fehlt eine erzählbare Stadt. Stattdessen leben wir auf einem Territorium, auf dem alle ehemaligen Städte mit den Keimzellen aller künftigen Städte zusammenleben.

Wer heute durchs Tepito-Viertel geht, befindet sich in einem selbstverwalteten Bezirk. Dessen Leader, die berühmten Boxer, die mächtigen Kriminellen, die Schmuggler und Hehler, die Crack-Dealer, die unterirdischen Bodegas und die Geheimgänge, die von einer Straße zur anderen führen, die Gewissheit der Alteingesessenen, dass sie auf die Polizei nicht zu rechnen brauchen – das alles sind Teile eines Zoos, den man zu den erfolgreichsten der Welt zählen darf. Alle zwei Jahre entert die Polizei mit einer Heerschar Gendarmen, bis an die Zähne bewaffnet, das Viertel, nimmt Gefangene, stellt Drogen und Diebesgut sicher. Tatsächlich ist das aber eher ein Spektakel fürs Fernsehen. Am nächsten Tag zieht die Polizei ab, und die frühere Geschäftigkeit wird mit neuem Enthusiasmus wieder aufgenommen: Nichts geht über die Freude am Überleben.

Ich bin mitternachts in den Gassen von Tepito unterwegs gewesen, zwischen Besoffenen, Schlafenden, Müll und Exkrementen, in dunklen Ecken, wo man Kokain, Pillen und Marihuana zu jeder Tageszeit kaufen kann. In Garibaldi, La Lagunilla, in den Stadtteilen Guerrero, Doctores, Obrera oder Morelos, auf der Avenida Lázaro Cárdenas, in der Straße Medellín, in Insurgentes Norte und allen möglichen zentralen Vierteln bleibt das Licht nachts angeschaltet, und das Kokain-Geschäft geht weiter, die Transvestiten und die Huren schließen sich zu kleinen Gruppen zusammen, um den Anfeindungen der Polizei zu entgehen.

Die Nacht steckt voller Gewalt – auch wenn sich fast immer verhandeln lässt. Im Viertel La Merced sind die jüngsten Huren schon für zehn Dollar zu haben. Und wenn man bereit ist, ein Bier zu bestellen, kann man eine Live-Sex-Show besuchen und gleich selbst mit einsteigen. Die Polizisten streunen herum, auf der Suche nach Brot, und jagen den Betrunkenen nach, um sie auszurauben. Es gibt Tausende verborgener Absturz-Kneipen, in denen all jene ausharren, die die letzte Metro verpasst oder das Geld fürs Taxi für einen Cuba Libre ausgegeben haben. Die letzte U-Bahn fährt hier um halb eins, Nachtbusse gibt es kaum. Die Taxifahrer verlangen Fantasiebeträge, weshalb es meist besser ist, in einer Bar oder einem Park zu warten, bis die Metro wieder aufmacht.

Die Freuden des Paradieses wären nichts gegen die Freude, die wir alle empfinden würden, wenn wir statt der Stadt noch einmal jenen See sehen dürften, an dessen Stelle Mexico City einst emporwuchs. Das Wasser hat sich in steinerne Schwaden verwandelt. Oder, wie es in einem Gedicht von José Emilio Pacheco heißt: «Der tote See in seinem Sarg aus Stein.»

Und sie bewegt sich doch, die Stadt, hellwach in ihrem Sarg, und bezaubert dich, beunruhigt dich und treibt dich zur Verzweiflung. Ich sage mir das, während ich dem Ardalius entgegengehe, einer Kneipe im Viertel Escandón, die bereits um sieben Uhr morgens aufmacht. Ich trinke Bier mit Tomatensaft, während die Kellner noch gähnend dabei sind, den Boden zu fegen. Die Avenida Revolución beginnt sich mit Autos zu füllen, die Jogger bemächtigen sich der Parks, in denen eben noch die Straßenköter all die Müllbeutel durchschnüffelt haben, die jeden Morgen zu Tausenden neben den Bäumen liegen. Escandón ist eines der vielen Viertel, die Stück für Stück von Neubauten zerstört werden. Eigentlich passt gar kein neues Gebäude, nicht mal mehr ein neues Auto hinein, und trotzdem wird, offiziell genehmigt, immer weiter gebaut. Überhaupt braucht man sich nur ein wenig anzustrengen, und schon bekommt man genehmigt, was immer man will: Baupläne, Lärm oder Totschlag.

Von Escandón aus ist man in zehn Minuten in einer komplett anderen Stadt, in einer Stadt voll kosmopolitischen Flairs, durchsetzt von großen Hotels, raffinierten Restaurants, Museen, Galerien und Business-Centern: Las Lomas, Avenida Reforma,

Polanco oder Condesa. Die Großbourgeoisie und viele Geschäftsleute sind hier in gepanzerten Wagen unterwegs, bewacht von bewaffneten Sicherheitsleuten. Sie haben Angst vor Überfällen, vor allem aber vor einer Entführung. In dieser Atmosphäre ist es kein Wunder, dass die Verehrung des Todes, der *Santa Muerte*, sich immer weiter ausbreitet. Noch ist Judas Thaddäus der am stärksten verehrte Heilige der Stadt, doch der Tod – dargestellt durch einen Totenschädel, der in einem Kapuzenmantel steckt – holt auf. Es handelt sich um eine unterirdische Gottheit, erst in jüngsten Jahren aufgestiegen, verehrt in geheimen Messen und in manchen Kirchen der Armenviertel.

In Mexico City berühren sich die Extreme mitunter mitten im gleichen Brandherd. Ein gutes Beispiel dafür bieten die beiden großen Fernsehsender, die das ganze Land beherrschen. Vor ein paar Jahren ging am Rande des Stadtzentrums ein zwanzigstöckiges Gebäude in Flammen auf. Noch bevor die Feuerwehr anrückte, waren schon die Hubschrauber mit den Kameras da, um die Tragödie zu übertragen. Der Feuerwehreinsatz war enttäuschend. Anders als die beiden Medienunternehmen verfügten die Rettungskräfte weder über die nötige Ausrüstung noch über ausreichend Manpower, um der Katastrophe Herr zu werden. Die Feuerwehrleute wurden ebenso zu Zuschauern wie die Leute vor dem Fernsehschirm. Das Spektakel galt plötzlich mehr als das öffentliche Gut.

Mexico City ist eine harte, verlockende Droge, die leicht abhängig machen kann. Wenn man nicht auf sich aufpasst, endet man als ein kleiner Brocken des steinernen Sees. Doch die verunglückte Geografie der Stadt und ihre verrückte Bewegtheit, ihr obsessives Verhältnis zum Tod und ihre gewaltigen Kontraste ziehen Künstlernaturen aller Art weiterhin magnetisch an. Die Hölle hat auch ihre Vorteile.

Deutsch von Merten Worthmann